

NZZ 26.9.85

FERNSEHEN

Am Radio gehört

Zephyrluft und ein Hauch von Leidenschaft

che. Am Schluss des Hörspiels «Le Lavandou» von Jürg Seiberth gewahrt der Hörer, dass er einer Spirale entlang geführt worden ist. Mehr noch: Am äussersten Punkt dieser Spirale angekommen, dreht sich der Text in einer Pirouette wie um sich selbst und hinterlässt einen enttäuschten? betrogenen? jedenfalls aber einen verblüfften Zuhörer. Alles was er sich, den Windungen und Entwicklungen im Gang der Geschichte folgend, an Erklärungsmöglichkeiten zurechtgelegt und ständig modifiziert hat, also nur eine Seifenblase, gefertigt mit der Absicht, sie desto wirkungsvoller zerplatzen zu lassen?

Illusionszerstörung könnte tatsächlich einer der Beweggründe für Jürg Seiberths Schreiben sein. Lust am Knalleffekt wird man deshalb noch lange nicht daraus ableiten dürfen. Hört man genauer hin und vergegenwärtigt sich das Gehörte am Schluss noch einmal, bemerkt man schnell, dass der Prozess des Abbaus von Illusion eigentlich von Anfang an parallel mit jenem ändern, kaum noch «primären», ihrer Herstellung läuft. In seinem Bemühen jedoch, das Bild der Welt, das er sich aus akustischen Bauelementen zusammenstellen muss, möglichst widerspruchsfrei zu gestalten, eliminiert der Hörer unbewusst-hurtig alles, was ihn in dieser voreilig Sinn stiftenden Tätigkeit behindern könnte.

«Le Lavandou» ist ein «Fünf-Personen-Stück», das freilich mit drei Sprechern auskommt. Zwei Personen, sagte der Autor in einem an die Ausstrahlung anschliessenden Gespräch, das reduzierte sich schliesslich auf Ja und Nein; bei dreien dagegen seien die Kombinationsmöglichkeiten schon beinahe unendlich. Jürg Seiberth ist es nicht darum zu tun, Realität abzubilden, hingegen interessiert ihn sehr das spielerische Element, das an ihrer Konstitution beteiligt ist, indem Konstellationen und Varianten davon durchgeprobt und verworfen werden, bis ein (vorläufiges) Ergebnis erreicht ist. Das Grundwort im Kompositum «Hör-Spiel» wird von ihm zum Nennwert genommen, auf eine Weise freilich, dass er, wie er sagte, jeden Satz belegen und vertreten kann.

Das hindert nicht, dass die Inszenierung ihre eigenen Bedürfnisse wahrnimmt. Charles Benoit hat den Text mit seinen Schauspielern zusammen wiederholt in sprechbarere und auch «natürlichere» Wendungen gebracht. Dieser Realismus der Stimmen und Sätze wird jedoch so gleich wieder in Frage gestellt durch eine Insze-

nierung, die raffinierteste Natürlichkeit in Künstlichkeit einbettet. Damit verfährt sie genau gegenläufig zum Text, der höchst künstlich abstrahierte Situationen mit gewissermassen realistischen Mitteln darstellt. Wenn Jürg Seiberths Hörspiele immer schon in der Erinnerung vor allem durch Bilder haften blieben, so ist diese vierte Arbeit durch das Aufnahmeverfahren mit dem Kunstkopf (Technik: Daniel Ryser und Werner Feldmann) zu Bildern von einzigartiger Leuchtkraft und Prägnanz gelangt. Insbesondere das leise und doch vernehmliche Wehen des Windes ist von zephyrgleichem Zauber.

Ganz ausgezeichnet versehen die Schauspieler ihre Aufgaben. Wirkungsvoll-verhalten kontrolliert Anne-Marie Blanc das Spiel und damit die Geschichte. Sie ist die «Mutter», die ganz «innen» bleibt, die sich in einem «bei sich» gesprochenen «Brief» an ihren Sohn in Amerika, den «lieben Frank», wendet und zugleich – in einem leeren Raum, ohne Ambiance – die Verbindung nach «ausen», zum Hörer herstellt: ihn, wie Frank, über die Hintergründe des Geschehens aufklärend, ihr Verstummen gegenüber «Vater», das Verweigerung ist, rechtfertigend. Der scheint nichts von Protest wahrzunehmen. Hans Helmut Dickow intoniert blendend – wohl allzu brillant, wollte man realistische Massstäbe anlegen – den vorzeitig pensionierten Polizeibeamten, dessen Eifer sich womöglich noch potenziert hat, obwohl er doch als Folge eines Schusses in die Hüfte gelähmt an den Rollstuhl gefesselt ist.

Er redet wie ein Wasserfall. Das sei, seit sie schweige, sagt die Mutter. Ein Besucher, der merkwürdige Doktor Schirmboldt (Robert Tesen), der in der nur durch das Dienstmädchen und dessen Vorliebe für laute Rockmusik gestörten Einsamkeit der beiden in ihrem südfranzösischen Sitz am Meer auftaucht, angeblich, um ihnen Wachhunde zu verkaufen, belebt den Hauch von unterdrückter Leidenschaft, der über der ganzen Szenerie liegt. Noch bevor die Mutter sicher weiss, ob er der Geliebte von einst war, stürzt er unglücklich über eine Klippe. «Er weiss sowieso schon alles», sagt die Mutter vom Vater, der nichts zu ahnen oder doch alles zu überspielen schien, «ich fahre fort zu schweigen.» Die Pirouette: «Und, lieber Frank, ich hoffe, du verzeihst mir, wenn ich dir unter diesen Umständen auch gar keinen Brief schreibe.» (DRS 2, 24. September)